

Am Punk kratzen

»Dark Matters«, das 18. Album der Stranglers ist draußen. **Von Hannes Klug**

Im Zentrum dieses Albums steht eine Lücke: Sie klafft dort, wo eigentlich Dave Greenfield, der exzentrische – heute würde man wohl sagen: autistische – Keyboarder der Stranglers seinen Platz hatte. »Dark Matters«, das 18. Album dieser famosen britischen Band, war zu großen Teilen fertig, als 2019 eine Tour die Aufnahmen unterbrach. Was dann geschah, konnte niemand voraussagen: Greenfield erkrankte gleich zu Beginn der Pandemie am Coronavirus und verstarb am 3. Mai 2020. 45 Jahre lang war er aus dem Sound der Band nicht wegzudenken gewesen, mehr noch: Er hat ihn wegweisend bestimmt. Wenn etwas die Stranglers von allen anderen Bands ihrer Ära unterschied, dann war es die Freigeistigkeit, mit der Keyboard und Bass sich in den Songs vergnügten und die Gitarre holprig und nicht selten in lustvoller Anarchie überstimmten; Songs, deren Verschmutzungsgrad eigentlich nach dem Label »Punk« verlangte, die aber oft viel zu sperrig, zu schleppend, zu zerkratzt, zu fragmentiert waren, um wirklich als Variante dieses Genres durchzugehen. Statt dessen hielten sich Wüsten und eine verstörende, liebliche Schönheit in Songs wie »Peaches«, »Skin Deep«, »No more Heroes« oder »Always the Sun« die Waage. Insgesamt schafften es immerhin 23 Singles der kruden, manchmal als machistisch verschrienen Band in die Top 40 der englischen Charts.

Dave Greenfields psychedelische Orgel erinnerte dabei manchmal an Prog-Rock-Eskapaden und manchmal an die Doors, wurde dann aber doch wieder von einem Sinn für Ökonomie eingefangen, dem man nicht dogmatisch hörig war: Die Stranglers hatten nie ein Problem damit, ihre Stücke auf sechs oder sieben Minuten auszudehnen, und wem das nicht passt: Fuck you. Das Merkwürdige, Berückende, zugleich Unheimliche ist, dass Greenfield, dem dieses Album als Tribut und Nachruf gewidmet ist, auf acht der elf Stücke noch anwesend ist. An- und Abwesenheit treten so in eine seltsame,



Sinn für Ökonomie: The Stranglers (1980)

dialektische Beziehung zueinander und verströmen eine geisterhafte Atmosphäre. Fehlen tut er naturgemäß auf demjenigen Stück, um das dieses ganze Album kreist und das seinen Namen im Titel trägt: »And if you should see Dave...«, geschrieben von Bassist und Sänger Jean-Jacques Burnel, beherbergt die ganze Trauer um einen Freund, der plötzlich verlorengegangen ist: »How does it feel to be left in midconversation no less, and things that should have been said now left as eternal regret« – ein ewiges Bedauern über nicht zu Ende geführte Sätze ist das, was von der Trauer zurückbleibt. Im Grunde verwundert es nicht, dass die beiden verbliebenen Bandmitglieder der Ansicht sind, das sei ihr »erstes erwachsenes Album« – wohl gemerkt seit dem Jahr 1974, als die Band sich gründete.

Und so erfinden sich die Stranglers auch dieses Mal neu, zum x-ten

Mal in ihrer Geschichte, die an Brüchen und Widrigkeiten nicht gerade arm ist. 1990 kam ihnen Sänger und Songwriter Hugh Cornwell abhandeln, doch die anderen Bandmitglieder machten einfach ohne ihn weiter. So auch jetzt. Neben der Trauer ist Älterwerden das zweite große Thema von »Dark Matters«. Das gilt exemplarisch für den Song »The Lines«, der melancholisch die Falten und Linien im Gesicht beschreibt, die J.J. Burnel beim Blick in den Spiegel anblicken. Die Stranglers haben die Tage der Rebellion zugunsten einer Altersweisheit überwunden, die das Stadium der Milde noch nicht ganz erreicht hat. So bleiben Zähigkeit und Widerständigkeit als elementare Qualitäten einer Band bestehen, die sich als unkaputtbar erweist und Schicksalsschläge als Herausforderungen begreift. Die Düsternis des Todes trägt »Dark Matters«

wie selbstverständlich in sich, aber da ist auch dieser Hang zu süßlichen Melodien, dem sich die Stranglers nie so ganz verweigern konnten. Die Liebe ist nun wahrlich kein Stranglers-Thema – eher singen sie über den »Arabischen Frühling« (in »Water«), über Heroinsucht, außerirdische Angreifer oder heilsamen Trennungsschmerz wie in »This Song«. Dieses Album aber hinterfragt vieles und vergibt alles. »If something's gonna kill me (it might as well be love)« heißt eine der lieblicheren Kompositionen, die aber trotzdem nicht auf apokalyptische Szenarien verzichten kann. So bleibt hier aus fast fünf Jahrzehnten Bandgeschichte genug Lebenserfahrung stecken, um auch jetzt noch ein bemerkenswertes Album rauszuhauen.

■ The Stranglers: »Dark Matters« (Coursegood)

Ein Blutbad wird im Titel angekündigt. Doch das bleibt weitgehend aus, denn um in den USA die begehrte jugendfreundliche Altersfreigabe PG-13-Rating zu bekommen, haben sich die Macher – zu denen als Mitproduzent Eddie Brock/Venom-Doppel-Hauptdarsteller Tom Hardy gehört – diesbezüglich stark eingebremst. Vielleicht auch besser so, wenn man bedenkt, dass sowieso zuviel Gewalt in Hollywoodstreifen zelebriert wird und Alec Baldwin am Set des Westerns »Rust« in New Mexico Kamerafrau Halyna Hutchins erschoss, weil ihm ein Regieassistent anstelle einer mit Platzpatronen geladenen Requisitenwaffe versehentlich eine mit scharfer Munition ausgehändigt hatte.

Überhaupt ist »Venom 2: Let There Be Carnage« eine kinematographische Mogelpackung. Die Fortsetzung des ersten Teils von 2018, der zwar von den Kritikern belächelt wurde, aber an den Kinokassen weltweit rund 856 Millionen US-Dollar einspielte, orientiert sich nur lose an den Marvel-Comics. Hier wie dort ist Venom ein eigensinniger, symbiotischer Alien, der einen Wirt benötigt, um zu überleben, diesem aber

Gib mir deinen Körper

Der Film »Venom 2: Let There Be Carnage« offenbart neben einer kruden Story handwerkliche Schwächen

im Gegenzug außergewöhnliche Kräfte verleihen kann. Der Außerirdische erschien im Comic zum ersten Mal in »The Amazing Spider-Man, Nr. 252« im Mai 1984 – allerdings noch ohne Namen. Vier Jahre später schufen David Michelinie und Todd McFarlane das markante Duo: Eddie Brock debütierte in »The Amazing Spider-Man, Nr. 298« im März 1988, und als Venom gab er in »The Amazing Spider-Man, Nr. 300« im Mai 1988 seinen Einstand. Als Realfigur war der schwarze Berserker mit den weißen Augen erstmals im Film »Spider-Man 3« (2007) zu sehen und wurde hier von Topher Grace verkörpert.

Während Eddie Brock als investigativer Reporter ein ziemlich ungepflegter Zeitgenosse ist – dem Tom Hardy mit Fünfftagebart und Schmuddel-Look äußerlich bestens entspricht – beißt

Symbiont Venom, lange Zeit Spider-Mans größter Widersacher, seinen Feinden reihenweise die Köpfe ab. Die Comics zeigen das sehr unzensiert. Im Film überwiegt die (digitale) Materialschlacht. Auch der Inhalt wirkt krude: Eddie Brock hat sich mit dem außerirdischen Parasiten in seinem Körper mehr oder weniger arrangiert. Allerdings will Venom am liebsten den ganzen Tag Bösewichte fressen, während Eddie darum kämpft, seine Medienkarriere wieder in Gang zu bringen. Da kommt Serienkiller Cletus Kasady (Woody Harrelson) wie gerufen. Den elektrischen Stuhl überlebt der Psychopath nur, weil er sich ebenfalls mit einem Symbionten verbunden hat: Als Carnage sorgt er mit seiner Geliebten Frances Barrison alias Shriek (Naomie Harris), die über Schallsuperkräfte verfügt, bis zum ermüdenden Showdown für Unruhe.

Tom Hardy ist dem Symbionten aus dem digitalen 3-D-Zauberkasten schauspielerisch nicht gewachsen. Und Woody Harrelson als Antagonist Cletis/Carnage gibt nur die tumbere Variante seiner Serienkillerkontrolle aus »Natural Born Killers« (1994). Auch handwerklich ist der zweite Film aus Sonys Spider-Man-Universum eine Enttäuschung: Andy Serkis, der dank des »Performance Capturing« Monster-Hobbit Gollum in »Herr der Ringe« (2001–2003) und Schimpanse Caesar in der neuen »Planet of The Apes«-Saga (2011–2017) so eindrucksvoll verkörperte, ist mit der Regie überfordert. Und das Bild über weite Strecken des Films überbelichtet. Kaum zu glauben, dass hierfür der dreifache Oscar-Gewinner- und Tarantino-Kameramann Robert Richardson hinter der Linse stand! Das Beste kommt allerdings wirklich zum Schluss: Beim Abspann zaubert Komponist Marco Beltrami ein düsteres, aber doch tanzbares Instrumental aus dem Ärmel, das jeden James-Bond-Streifen akustisch aufpolieren würde.

■ »Venom 2: Let There Be Carnage«, Regie: Andy Serkis, USA 2021, 98 Min., bereits angelaufen

Viel Platz, wenig Programm

Eindrücke von der Frankfurter Buchmesse

Letztes Jahr war sie ausgefallen, dieses Jahr gab es sie wieder: die Frankfurter Buchmesse. Freilich in abgespeckter Form mit rund einem Drittel weniger Ständen. Für den Samstag – traditionell besucherstärkster Tag – waren immerhin alle 25.000 Tickets verkauft worden. Davon gemerkt hat man allerdings wenig. Die Stände waren insgesamt auf Abstand gerückt, die Laufwege weiter, viele Kleinverlage fehlten. Kaum Gedränge.

Da es weniger Verlage gab, reduzierte sich auch das kulturelle Veranstaltungsprogramm, Lesungen, Buchbesprechungen etc. Hier und dort wurde aber schon diskutiert. Etwa über den rechten Jungeuropa-Verlag, der sehr zentral neben der ZDF-Bühne stehen durfte. Die afrodeutsche Comedy- und Buchautorin Jasmina Kuhnke hatte denn auch einen für Freitag geplanten Auftritt aus Angst um ihre Sicherheit prompt abgesagt.

Der Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, der den neurechten Verlag zum Nachbarn hatte, organisierte kurzerhand die Lesung »Worte gegen rechts«. Mit dabei Leander Sukov, Carola Wolff und Sven J. Olsson. Die Schriftsteller waren sich einig, was die Rechten betraf: Wer solche Weltanschauungen vertritt, habe auf der Buchmesse nichts verloren.

Auf der Bühne nahe dem rechten Verlag stellte die österreichische Autorin Eva Menasse ihren Roman »Dunkelblum« vor. Sie behandelt darin die Geschichte einer österreichischen Kleinstadt, in der das Schwergen der Einwohner die Aufarbeitung und Erinnerung an die Ermordung von 180 jüdischen Zwangsarbeitern im Jahr 1945 verhindert. Bis heute blieben die Täter im unklaren und das Massengrab unentdeckt.

An anderer Stelle, beim Vorwärts-Verlag, sprachen die Schriftstellerin Esther Dischereit und der SPD-Politiker Armand Zorn über das Attentat von Halle. Dischereit rückte die Rolle der Betroffenen im Gerichtsprozess in den Mittelpunkt. Die Nebenklage sei wichtig gewesen für die Aufarbeitung und den Umgang mit Rechtsextremismus und Antisemitismus in Deutschland.

Diskutiert wurde nicht zuletzt über das neue Buch des Soziologen Steffen Mau. In »Sortiermaschinen« schreibt Mau über die Rolle der Grenze im 21. Jahrhundert. Darin äußert er auch eine Kritik an globalen Ungleichheiten und wie sie durch gut gesicherte Grenzen manifestiert werden. Mit Blick auf das europäische Grenzregime im Mittelmeer warf Mau der EU unterlassene Hilfeleistung in Tausenden Fällen vor.

Fabian Linder